

Die Neue Welt

Nr. 21

Illustriertes Unterhaltungsblatt

1918

• Vor Adam •

Ein vorgeschichtlicher Roman von Jack London

(Fortsetzung.)

Einmal im Gange, schritt der Gedanke unaufhaltsam weiter. Die Frauen zeigten sich auch erfindertisch. Entweder weil ihr Kürbis zu klein war, oder weil sie ihn vergessen hatte, legte eine Frau zwei große Blätter zusammen, umflocht sie mit dünnen Reuten, und trug in diesem Korbe mehr Beeren nach Hause, als sie in einem Kürbis hätte fortbringen können.

Weiter entwickelten sich aber die Transportmöglichkeiten durch Gefäße in „Groß-

zahn“ Zeiten mit der Zähmung des Hundes bekannt geworden. Damit wäre das Höhlenvolk sogar dem Feuerstamme vom Nordost zuvorgekommen, denn auch dieser hatte noch keine zahmen Hunde. Wilde Hunde lebten aber ringsum in Menge. Westlich der Höhlen war ein großer Sumpf, und südlich davon lag eine niedrige, steinige Hügelkette. Das Höhlenvolk hielt sich aber nur selten dort auf; denn erstens fand sich dort keine passende Nahrung, zweitens waren diese Hügel dicht be-

in Kenntnis gesetzt wurden. Dadurch verbarben sie ihm seinen Jagdzug gründlich und machten ihn fürchterlich wütend. Er knurrte und peitschte mit seinem Schwanz, und von Zeit zu Zeit machte er Halt und äugte sinnend nach ihnen hoch, als überlegte er sich, wie er sich wohl an den Jungen rächen könnte. Die aber lachten ihn nur um so lauter aus und bewarfen ihn mit Zweigen und Aststücken.

Diese Raubtierneckerel war ein bewährter Sport beim Höhlenvolke. Manchmal

folgte die halbe Horde einem Löwen oder Tiger, der sich bel Tage hervorgewagt hatte. Auf diese Weise rächte sich der Höhlenstamm für die Opfer, die Löwen oder Tiger sich aus der Horde geholt hatten. Auch war eine derartige Beschämung eine Lektion für viele Raubtiere und hielt sie für lange Zeit fern. Für das Volk war es ein Hauptspäß.

So jagten „Hängohr“ und „Großzahn“ den alten Tiger meilenweit durch den Urwald. Schließlich klemmte er seinen Schwanz zwischen die Beine und entließ wie ein geschlagener Kötter ihrem Geißel. Die

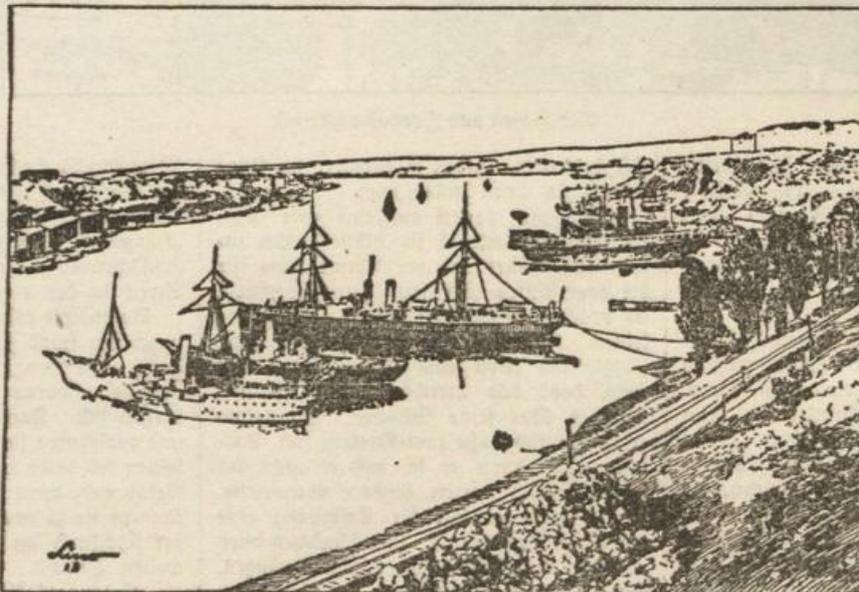
Jungen strengten sich eine Weile an, in den Bäumen mit ihm Schritt zu halten. Er lief aber so schnell, daß er nur noch wie ein Strich am Horizonte erschien, als sie den Rand des Waldes erreichten.

Die Jungen spielten eine Weile am Rande entlang. Dann plagte sie die Neugier, und sie wagten sich über das offene Gelände nach dem Fuße der Steinhügel hin. Es war nicht sehr weit von den Bäumen, vielleicht höchstens hundert Metern. Vorsichtig dahinschleichend, bogen sie um eine Felsede und überraschten drei junge

der Fortschritt in der Urwelt. Zu „Großzahn“ Zeiten ging es sehr langsam voran. Seine Horde hatte kaum den ersten Schritt auf dem Wege der Zivilisation getan. Sie hatten keine Waffen, kein Feuer und nur die rohsten Anfänge der Sprache. Schriftzeichen lagen für diese Horde noch in nebelhafter Ferne.

„Großzahn“ selbst war einmal nahe daran, eine große Entdeckung zu machen. Leider war „Hängohr“ zu gefräßig und erstiakte seines Freundes ehrgeizige Pläne im Keime. Sonst wäre die Horde vielleicht

sät mit Lagerstätten von Raubtieren. Eines Tages streiften die beiden Jungen nach jener Richtung und wagten sich nach den Hügeln hinauf. Sie ließen sich durch den alten „Säbelzahn“ dazu verleiten, den sie neckten. Sie bemerkten ihn am frühen Morgen im Urwalde und schimpften aus ihrer sicheren Stellung hoch auf den Bäumen auf ihn hinab. Von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, folgten sie ihm nach, während er von unten herauf nach ihnen lechzte. Die Jungen machten so viel Lärm, daß alle Waldbewohner von dem Nahen des Tigers



Blick auf den Hafen von Sebastopol.

Hündchen, die vergnügt in der Sonne spielten.

Die Tierchen merkten nichts von der Anwesenheit der Jungen, die so dem Spiel eine Weile zuschauen konnten. Der Bau der wilden Hunde, eine wagerechte Felsenpalte, war dicht bei den Tierchen. Hätten sie ihrer Mutter gehorcht, als diese nach Nahrung augging, so wären sie im Bau geblieben. Aber die Lebenslust, welche die beiden Urjungen hinausgetrieben hatte, hatte auch die Hündchen ins Freie gelockt. Wäre die alte Hündin dazugeschommen, sie hätte ihre Kinder sicherlich gestraft.

Die beiden Abenteuerer wechselten einen Blick des Einverständnisses und stürzten auf die Tierchen los. In der Ueberraschung wußten die Hündchen nicht gleich, was sie tun sollten. Die Jungen schnitten ihnen sofort den Rückzug nach dem Bau ab.

Ein Hündchen suchte zwischen „Großzahns“ Beinen durchzulaufen. Der Junge hockte sich schnell nieder und packte das Tierchen. Es biß ihn aber mit seinen scharfen Zähnen in den Arm, so daß er vor Schreck und Schmerz wieder los ließ. Im Nu war das Hündchen im Bau verschwunden. „Hängohr“, der sich mit dem zweiten Hündchen herumbalgte, machte ein ärgerliches Gesicht und gab seinem Freunde durch verschiefene Laute zu verstehen, was er von solcher Dummheit und Puscherei hielt. Dadurch angespornt und tief beschämt, wurde „Großzahn“ mutiger. Er packte das dritte Hündchen am Schwanz. Es wirbelte sich sofort herum und biß nach ihm, aber der Junge packte es mit der freien Hand im Genick. Dann hielten die beiden ihre Beute hoch und freuten sich über ihr Gezappel.

Doch die Tierchen schnappten, heulten und winselten. „Hängohr“ zuckte plötzlich zusammen. Er glaubte etwas zu hören. Die beiden sahen sich erschrocken an, denn sie erkannten ihre gefährliche Lage. Jedes Tier wird am wütendsten, wenn seine Kinder angetastet werden. Diese Kleinen, die einen solchen Lärm machten, gehörten den wilden Hunden. Die beiden Waghäse kannten diese Raubtiere sehr wohl, wie sie in Rudeln liefen, sie waren der Schrecken der grasfressenden Tiere. Oft hatten die Jungen zugehört, wie diese Hunde den Büffelherden folgten, um bei günstiger Gelegenheit die Kalber, die Altersschwachen und die Invaliden niederzureißen. Mehr als einmal war die Horde selbst von solchen Hunden gejagt worden. „Großzahn“ hatte einmal gesehen, wie eine Frau seines Stammes von ihnen eingeholt und zerfleischt wurde, als sie beinahe den Schutz der Bäume erreicht hatte. Wäre sie nicht so ermüdet gewesen, so hätte sie sich wohl noch auf einen Baum retten können. Sie sprang an einem Stamm hoch, rutschte wieder hinunter und fiel zu Boden. Im Handum-

drehen war sie in Stücke zerrissen worden. Die Jungen sahen sich nicht lange an. Wie auf Kommando packten sie ihre Beute fest und rannten dem Walde zu. Erst als sie sicher auf einem hohen Baume saßen, hielten sie ihre Hündchen wieder hoch und lachten vergnügt. Lachen mußten sie, wenn sie auch eben einer Lebensgefahr entronnen waren.

Die schwerste Arbeit stand ihnen aber noch bevor. Sie versuchten die Hündchen nach ihrer Behausung zu tragen. Statt nun ihre Hände zum Klettern gebrauchen zu können, mußten sie die meiste Zeit zum Festhalten ihrer zappelnden Gefangenen verwenden. Einmal versuchten sie, auf dem Boden entlang zu laufen, wurden aber von einer elenden Hyäne wieder auf die Bäume gejagt. Diese Hyäne war ein Schlaupf.

„Großzahn“ wollte sein Hündchen nicht so leicht loslassen. Was er eigentlich mit dem Tierchen in seiner Höhle wollte, wußte er selbst nicht. Er wollte es einfach haben. Nur fing er es jetzt ein gut Teil schlauer an, er schnürte dem Hündchen nicht nur die Beine zusammen, sondern steckte ihm auch einen Knebel in den Rachen und band die kleine Schnauze fest zu.

So brachte er seine Beute nach Hause. Er muß wohl mehr Harinädigkeit besessen haben als die meisten Mitglieder der Horde, sonst hätte er seine Absicht bald aufgegeben. Er wurde ausgelacht, als er sein Hündchen in seine Höhle hinausschleppte, aber er ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen. Vergnügt und stolz betrachtete er seine Beute; der Erfolg lohnte die Anstrengung. Das Hündchen wurde ein nettes Spielzeug.

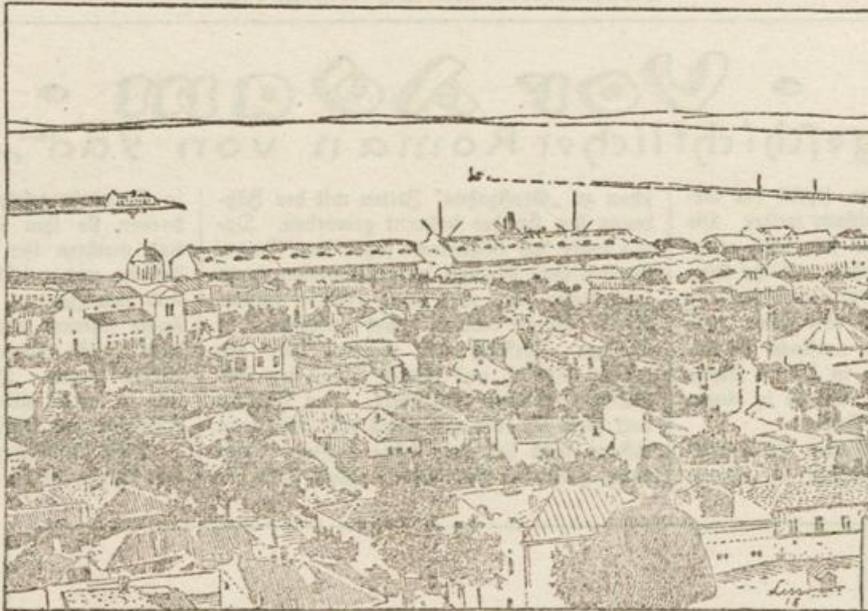
Kein anderer im Dorfe hatte etwas ähnliches. Dazu lernte das Tierchen schnell. Wenn es den Jungen beim Spielen biß, bekam es Ohrfeigen, und so lernte es schnell, nicht mehr zu beißen.

Der Junge machte sich viel mit seinem Fang zu schaffen. Es war etwas Neues. Die Sucht nach Neuem war der Horde eigenständig. Da das Hündchen kein Obst oder andere Pflanzenkost anrühren wollte, fing ihm der Junge Vögel, Eichhörnchen und junge Kaninchen. Die Horde hatte selbst Geschmack an solcher Kost und verstand sich auf den Fang. Das Hündchen fraß das Fleisch und wuchs heran.

Wohl eine Woche lang dauerte das Vergnügen. Da kam „Großzahn“ eines Tages mit einem Nest voll junger Fasanen nach Hause und fand „Hängohr“ eben im Begriff, das getöbete Hündchen aufzuessen. Das gab einen bösen Streit in der engen Felsenkammer.

So endigte also einer der frühesten Versuche, den Hund zu zähmen, in einer Schlägerei. Die Jungen rissen sich ganze Hände voll von Haaren aus, kratzten, bissen und stießen sich. Dann maulten sie eine Weile und verflochten sich am Ende. Zum Schluß teilten sich beide in das tote Hündchen. Natürlich roh; denn den Gebrauch des Feuers kannten sie ja noch nicht. Die Entwicklung der Kochkunst lag für die Horde noch in der weiten Zukunft.

„Notauges“ Atavismus machte ihn zum Hauptruhestörer in der Horde. Mit seiner primitiven Natur gehörte er eigentlich nicht in die Horde hinein, und diese war selbst noch so wenig denkfähig, daß es ihr an bewusster Fähigkeit fehlte, durch gemeinsame Anstrengung den Ruhestörer zu töten oder aus der Horde zu verbannen. Er war aber wirklich so roh, daß er selbst in dieser rohen Horde nicht leben konnte, ohne ihr fortwährend gefährlich zu sein. Er verkörperte den Rückschlag in eine frühere Rasse, er hätte besser unter die Baumbewohner einer vergangenen Zeit gepaßt, nicht unter eine Horde, die in den ersten Stadien der Menschwerdung lebte. (Fortsetzung folgt.)



Der Hafen von Feodosia (Krim).

Sie behielt die beiden Abenteuerer im Auge und folgte ihnen unten nach.

„Hängohr“ verfiel auf eine gute Idee. Er erinnerte sich, daß sie Blätterbündel zusammengeschnürt und zur Verwendung für die Lagerstätten nach Hause getragen hatten. Er brach zähe Schlingpflanzen ab, schnürte seinem Hündchen die Beine zusammen, hängte sich selbst eine Schlinge um den Hals, band das Tierchen daran fest und warf es über seine Schulter. So bekam er Hände und Füße zum Klettern frei. Darüber triumphierte er so, daß er nicht auf seinen Freund wartete, sondern vorauseilte. Leider hatte es mit der Erfindung eine schwierige Bewandnis. Das Hündchen blieb nicht auf dem Rücken seines Jägers hängen, sondern rutschte zuerst nach der Seite herum und dann nach vorn. Leider waren auch seine Zähne nicht zugeschnürt und so biß es herzhaft in „Hängohrs“ weichen und unbeschützten Bauch. Dieser kreischte laut auf, verlor beinahe seinen Halt und griff hastig mit beiden Händen nach einem Ast, um sich vor dem Fall zu retten. Die Ranke um seinen Hals zerriß, und das Hündchen mit seinen vier zusammengeschnürten Beinchen fiel auf den Bogen hinab. Die Hyäne schmunzelte und machte sich an die fetle Mahlzeit.

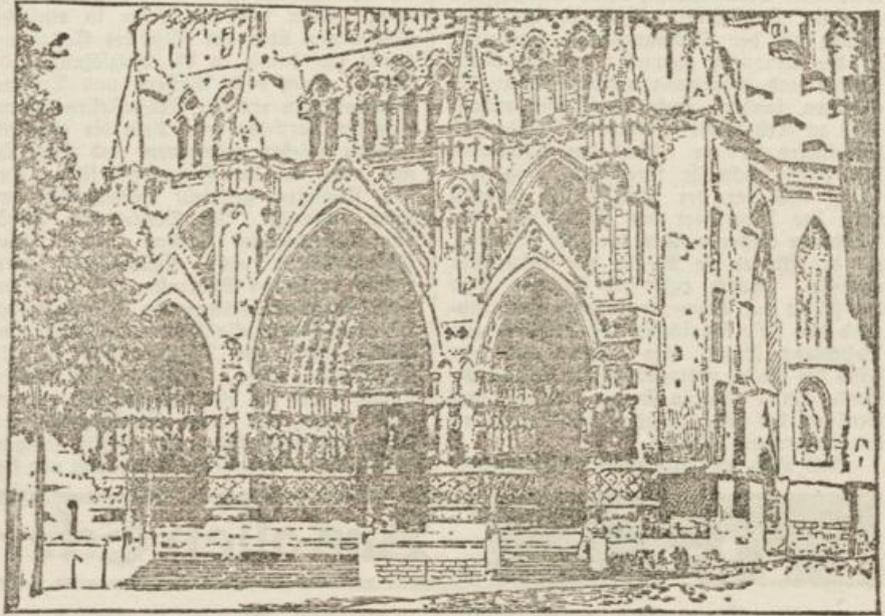
„Hängohr“ war enttäuscht und ärgerlich. Er schimpfte heftig auf die Hyäne und entfernte sich allein durch die Baumkronen.

Das Werden des Films.

Der Aufschwung, den die Kinematographie bereits in den letzten Friedensjahren zeigte, nahm auch in dem Kriege seinen Fortgang; man kann sogar sagen, daß die zwar merkwürdige, aber psychologisch recht gut erklärbare Tatsache einer relativen Hochperiode im Kinematographenwesen besteht. Der Film ist nach wie vor das vielbegehrte Objekt, und eine spezielle, großzügige Technik befaßt sich mit seiner Herstellung. Die ganze Entwicklung der Kinematographie wäre nicht möglich gewesen ohne das Zelluloid, den Stoff, der in anderen Formen ebenfalls große industrielle Bedeutung erlangte. Will man das Werden des Films in allgemeinen Zügen überblicken, so müßte man deshalb auch der Chemie des Zelluloids einige Erklärungen widmen. Wir können aus verschiedenen Gründen aber heute nur einige Punkte der Zelluloidfabrikation andeuten, die uns den stofflichen Ursprung des Films erkennen lassen werden.

Die in der Photographie als Kollodium bekannte Masse ist eine Lösung von Kollodiumwolle, eines Umwandlungsproduktes von möglichst reiner Pflanzfaser unter der Einwirkung von Säuren. Der Prozeß kann derart geleitet werden, daß ein Faserstoff entsteht, der sich in einer Mischung aus Alkohol und Äther löst. Die mit Komplexer verarbeitete Kollodiummasse bildet das Zelluloid. Im Gegensatz zu seiner Präparation für andere Zwecke, wo es gerade auf seine hornartig-spröde Beschaffenheit und beliebige Färbung ankommt, muß das Zelluloid für Films vor allem farblos, hell-durchsichtig und trotz einer gewissen Reißfestigkeit doch leicht biegsam sein, was wiederum gewisse Eigenheiten der Fabrikation bedingt. Denn das Wort Film ist eigentlich fremden Ursprungs und hat ungefähr den Sinn von Haut. Das Zelluloid wird schließlich aus seiner kompakten Rohform in dünne Streifen geschnitten und diese in ihre notwendige Länge gebracht; alles Prozesse, zu denen der Industrie Spezialmaschinen zur Verfügung stehen.

Bevor wir die Entwicklung des Films weiter verfolgen, sei erst einmal daran erinnert, daß der, den wir jetzt zunächst in Gedanken begleiten, nicht derselbe ist, dessen Reproduktion wir im Lichtspieltheater erleben. Der zunächst in Betracht kommende ist wohl in Technik und Sinn dem anderen gleich, aber dennoch dient er einzig photographischen Zwecken. Wie der



Hauptportal der Kathedrale zu Amiens.

später beschriebene, den man als Handels- oder Verkaufsfilm bezeichnen kann, so gibt man auch dem jetzigen, dem Ursprungsfilm, seine für das Triebwerk nötige Perforation, seine beiden Lochreihen parallel zu den Kanten. Das besorgt ebenfalls eine kleine Maschine, die in gleichen Abständen die vierseitigen Löcher paarweise ausstanzt und den Film von einem zum anderen automatisch weiterzieht. Nun das Zweite, die photographische Vorbereitung. Dazu gelangt der Rohfilm in das finstere Laboratorium, wo die dort Beschäftigten ihre Arbeit nur im trüben Schein roter Glühlampen verrichten. Der Film wird auf der einen seiner Flächen mit der Schicht der lichtempfindlichen Silbersalze überzogen und dann aufgespult in den besonders großen und mit einer Rollachse versehenen, lichtdichten Filmkassetten verborgen.

Damit wäre der Ursprungsfilm für seinen Zweck fertig, das Schauspiel aufzunehmen. Das physikalische dieses Hauptvorganges beruht auf den allgemeinen Gesetzen der Photographie, wonach die Lichtstrahlen jedes beliebigen Gegenstandes, ebenso wie sonst in unserem Auge, durch die Wirkung eines Linsensystems ein verkleinertes Spiegelbild auf geeignetem Hintergrund entwerfen. Es fällt in einer gewöhnlichen Kamera auf die lichtempfindliche Schicht der Glasplatte, die sich nachher unter den hellen Bildstellen schwärzt, unter den dunklen weiß erhält. Ein in den Lichtverhältnissen verkehrtes Bild resultiert, ein Negativ, von dem man durch Kopieren auf eine zweite Schicht das richtige Bild erzielt, das Positiv. Bei der Aufnahme muß das Spiegelbild des Gegenstandes nur während einer sehr geringen Zeit auf der Platte des Kastens ruhen, und zwar ist die Dauer dieser Belichtung bei Momentaufnahmen zum bloßen Augenblick verkürzt. Mit der Momentkamera ist es darum möglich, das Bild eines sich bewegendem Gegenstandes zu erhalten, und auf der fertigen Platte wird er dann in der Stellung erscheinen, die ihm in dem kritischen Moment gerade eigen war. Könnte man die Platten rasch genug austauschen, so würde man denselben Gegenstand auch in verschiedenen, aufeinanderfolgenden Stellungen auf den einzelnen Platten erblicken, aus denen sich in der Projektion der Vorans der Bewegung zurücktaubern ließe. Die einzig praktische Möglichkeit eines so raschen Plattenaustausches bietet die ununterbrochene Folge von Schicht, wie sie der Film verkörpert.

Soweit über die Physik des kinematographischen Aufnahmeapparates, der „Kurbellamera“. Ihr eigenartiger Bau verrät den speziellen Zweck, die lange Zeit hindurch gehenden Mechanismen verlangen die Hauptform eines stabilen Kastens, im Verhältnis zu seiner Breite ziemlich lang und hoch. In der vorderen Schmalseite befinden sich Objektiv und rotierende Blende, die von dem darunterliegenden Filmtriebwerk bewegt wird. Ein Sucher — ein Quodloch mit innerem Winkelspiegel — läßt das Bild so von außen erkennen, wie es sich auf dem Film zeigen würde. Unter dem Schutze eines Dunkelraumes legt man die Filmkassetten ein, eine volle mit 60 bis 100 Meter Filmvorrat, und eine leere, zu der man das freie Ende durch das Triebwerk an dem Bildfenster vorüber einzieht. Dieses steht so, daß seine Längsseiten den Film überqueren. Hierbei wird jenes typisch gewordene Filmbildformat abgegrenzt, das wegen der riesigen Bilderzahl nur sehr klein sein kann, 23 x 17 1/2 Millimeter. In jedem dieser zwerghaften Felder malt sich alles das, was sich auf der Szene abspielt. Zu einer Kunstwelt für sich ist „das Stellen“ der Stücke geworden, die ihre eigene Theatertechnik hat, ihre eigenen männlichen und



Amiens: Straßensbild.



Straße in Amiens.

weiblichen Theatersterne, ihren Kunsthandel und ihr Kunststudium. Während der Aufnahme hat der Photograph — Operateur in der Kinowelt genannt — nicht allein Sucher und Umgebung aufmerksam zu beobachten, sondern noch die Kurbel andauernd zu drehen, die Triebwerk, Blende und Filmspulen bewegt. Weil das Triebwerk den Film ruckweise fortzieht, muß sein Gang und der der Blende fest geregelt sein: der Transport des Films um eine Bildbreite weiter muß in der Zeit geschehen, wo der Flügel der Blende das Bildfenster verdeckt. Danach ruht das folgende Feld des Films zur Momentaufnahme still, während der freie Ausschnitt das Objekt zur Belichtung öffnet. So kommt auf dem Film die Reihe photographischer Bilder zustande, deren jedes in Bezug auf Lage und Stellung der Gegenstände eine Ergänzung des vorherigen bedeutet.

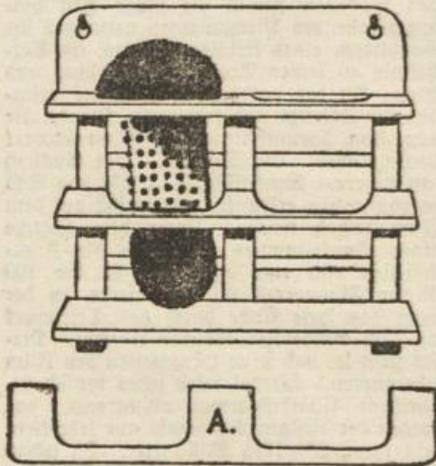
Bald nach der Aufnahme vollzieht man

im Dunkelraum die Entwicklung und Fixierung. Man legt den Film in einfachen Bindungen über ein hölzernes Gestell und taucht ihn damit in die Salzlösungen der Bäder. Nach dem Wässern und Trocknen schneidet man etwaige Fehlerstellen heraus, fügt die Textfelder ein, klebt die einzelnen Längen wieder zusammen und überträgt nun alles auf den Handfilm. Auch das Kopieren geschieht automatisch, und zwar bildweise. Im Dunkelraum enthält ein schrankartiger Aufbau hinter seinem Filmtriebwerk eine Glühlampe, deren Schein durch das Bildfenster auf die beiden dicht übereinanderliegenden Filme dringt. Der noch lichtempfindliche Handfilm läuft dabei außen, das Negativ, also der Ursprungsfilm, innen. Zwischen ihm und der Lampe dreht sich eine Blende aus abwechselnd hellen und roten Glasflügeln. Solange das helle Glas den Schein freiläßt, geht die photographische Kopierung vor sich,

wogegen das Feld im roten Schein weiter rückt. Trotz der Automatik vermag man die Belichtung jedes Bildes von außen zu kontrollieren. Wie vorher das Negativ, so wird jetzt gleichfalls das in den richtigen Lichtverhältnissen erscheinende Diapositiv entwickelt, fixiert und getrocknet, meist auch getönt, womit man den richtigen Eindruck bei der Vorführung erweckt und der Zuschauer sich in Mondlandschaft, Waldesgrün, Abendrot, das plötzlich erhellte Zimmer usw. verkehrt glaubt. Nach diesem allgemein photographischen Verfahren können von dem einen, in der Fabrik verbleibenden Ursprungs- sehr viele Handfilmsfilme kopiert werden. Einzelne gelangen direkt zum Probespiel, wo man die Wirkungen des Films beobachtet, kritisiert, vielleicht verbessert, bis das Neue in vielen Exemplaren in die Welt wandert, um vielleicht schon am selben Abend auf der Leinwand zu glänzen. H. C.

Aus allen Ecken

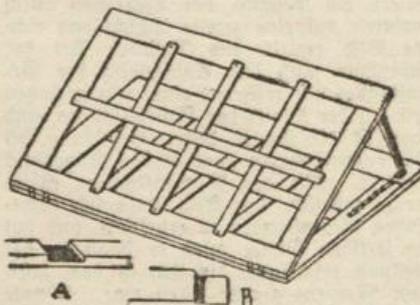
Praktische Winke. Scheuerbürsten ruhen sich meist deshalb so schnell ab, weil sich die Feuchtigkeit infolge mangelhaften Trocknens im Holze festsetzt, wodurch ein Faulen der Borsten verursacht wird und diese dann



Bürstentrockner.

brechen und ausfallen. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, fertigt man sich einen Bürstentrockner. Er besteht aus zwei Leisten (Fig. A) und einer glatten Leiste, auf der die Bürsten ruhen. Diese drei Leisten sind durch drei senkrechte Leisten verbunden, über die wieder zwei schmale Leisten genagelt werden, die das Herausfallen der Bürsten verhindern. Ein am oberen Ende der drei senkrechten Leisten befestigtes, mit zwei Löchern versehenes Brett dient dazu, den Bürstentrockner aufzuhängen. — Ein leicht selbst herzustellendes Keilkissen, welches verstellbar ist, ist namentlich für einen Kranken sehr bequem, da das Aufstellen desselben in allen Abstufungen möglich ist. Aus schmalen und breiten Leisten werden zwei gleichgroße Rahmen hergestellt. An der einen Längsseite werden diese durch Scharniere miteinander verbunden. Die Abbildungen A und B zeigen, wie die Leisten zusammenzunageln sind. In entsprechenden Abständen werden an den Innenseiten der kurzen Querleisten Einschnitte angebracht. Durch zwei kräftige Stellschrauben, die oben und unten ein wenig abgeschragt sind, damit sie in den Einschnitten einen festen Halt gewinnen, kann man nun dem Keilkissen jede gewünschte Höhenlage geben. o. g.

Gemmen. Die vom Steinschneider mit Bildwerken versehenen Edelsteine, Gemmen genannt, haben eine alte Geschichte. So bewahrt man köstliche derartige Kunstwerke aus der Antike. Babylonien und Phönizien kannten diese Kunst und die Römer waren groß darin. Man unterscheidet zwei Arten der Gemmen, die vertieft eingeschnittenen, wie man sie vorzüglich zu Siegelringen und Petschaften verarbeitet („Intaglios“ genannt), und die erhabenen, bei denen das Bildwerk sich erhöht vom Grund abhebt, die „Kameen“. Die letzteren werden für Schmuckstücke und zur Verzierung von Bechern und Geräten verwendet. Mitunter schneidet man sie auch an Gefäßen heraus, die ganz aus edlem Gestein bestehen, zum Beispiel aus Onyx. Für die vertieft eingeschnittenen Gemmen nimmt man häufig Achat, Karneol und Amethyst, für die Kameen werden verschiedenfarbige Chalcedone, welche abwechselnd gefärbte Schichten aufweisen, bevorzugt. Die Gemmen werden mittels eines Stahlstiftes, des sogenannten Zeigers, geschliffen, welcher an einer Walze befestigt ist, die durch ein mit dem Fuß des Schleifers gedrehtes Rad bewegt wird. Die mit Schleifpulver (Diamantstaub und Öl) bestrichenen Zeiger haben verschiedene Spitzen, die je nach Bedarf verwendet werden. Zum Schluß werden die geschnittenen Steine mit einem Kupferzeiger nachpoliert, wodurch sie Glanz erhalten. Als Motiv hat man für die Gemmen von jeher die menschliche Gestalt, auch einzelne Köpfe, bevorzugt. In der Antike schnitt man die Gestalten der Götter, später, besonders zur Römerzelt, Porträts berühmter Zeitgenossen in den Stein.



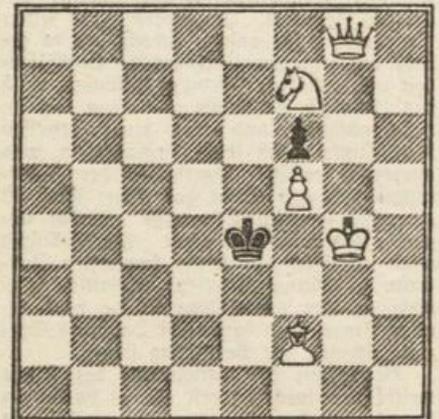
Vorrichtung für Keilkissen.

So bewahrt man im Museum zu Neapel die ruhende Artemis auf einem Amethyst, einen taumelnden Satyr u. a. In Berlin, Wien und Petersburg finden sich berühmte alte Kameen, die Porträts darstellen. — er.

Schach.
Bearbeitet vom Vorstehenden des Deutschen Arbeiter-Schachbundes.

Nr. 10.

H. Disselmann, Sächsisch (Original).



Matt in 2 Zügen.

Weiß. Schwarz.
Kg4, Dg8, Lf2, Sf7, Rg4, Bauer f6.
Bauer f5.

Lösung Nr. 9. H. Schubert. 1. Df5-c8, Ld5-b5+. 2. Sd4xb5+. 1. Ld5xc5, 2. Sd4-f5+. 1. Ld5xd4, 2. Sf2xd4+. 1. Rddxc5, 2. Df2-f4+. 1. Rdd-c5, 2. Rg3-b4+. 1. c8-c5, 2. Lc5-e6+.

Abgezeichnetes Damengambit.

Weiß. Schwarz.
Dr. Bismar. Rüststein.
1. d3-d4 d7-d5 12. Rg3-f5 Lf5-e8
2. c2-c4 e7-e6 13. Sf3-e5 Sd7-f8
3. Sd1-c3 Sg8-f6 14. Rg5-h4 Sf6-e4
4. Rg1-g5 Rf8-e7 15. Rf5xe4 Rg7-h4
5. e2-e3 b7-b6 16. Rg4-b1 Rb4-e7
6. Sg1-f3 Rg8-b7 17. Dg2-f3 f7-f6
7. cfxd5 exd5 18. Sd5xc4 Lc8-c8
8. Rf1-d3 0-0 19. Sd4-d2 Rg7-d8
9. 0-0 c7-c5 20. a2-a3 Rb6-b8
10. La1-c1 Sd8-d7 21. Rb1-a2 Rg3-h8
11. Dd1-e2 c5-e4 22. g2-g3 und noch
wenigen Zügen gab Rüststein auf. Durch den Gewinn dieser Partie wurde Dr. Bismar im Berliner Biermeister-Turnier mit 4½ Punkten erster Sieger.

Schachnachrichten. Die Abteilung Zentrum hat sich neu konstituiert und spielt jetzt jeden Dienstag von 8½ Uhr ab bei Seume, Linien-, Ecke Meine Hamburger Straße.

Bremen. Der „Arbeiter-Schachklub Bremen“ spielt jeden Mittwoch und Sonnabend von 8 bis 11 Uhr „Zum Standesamt“, Liefer 20. Gäste, auch Anfänger, willkommen. Den Bremer Schachfreunden zur Nachricht, daß unser Freund Wilhelm Drechsler bei Cambrai gefallen ist. Obre seinem Andenken.

Briefkasten: Lorch-Ober-Dyck. E. Dr. E. M. S. „Baden“. Wie farlieben direkt und sandten eine Zeitung mit.

Alle Schachsendungen sind zu richten an H. Disselmann, Verlin R., Hochstädter Str. 10.